

3. Ostafrika, ein Land der Weißen.

Aus: Hoosveldt, Afritanische Wanderungen eines Naturforschers und Jägers

Es ist ein trockenes Land, und unseren Blicken bot es sich im zweiten Jahre einer Dürre; und doch ist es, glaube ich, für Ansiedler von weißer Klasse ein vielversprechendes Land. In vieler Hinsicht erinnert es merkwürdig an die weiten Prärien des Westens, wo sie sanft emporsteigen zu den Vorbergen der Rocky Mountains. Es ist ein Land für Weiße. Obwohl unter dem Aequator, ist das Land doch so hoch gelegen, daß die Nächte kühl sind und die Gegend im großen und ganzen sehr gesund ist. Ich sah viele Kinder von eingewanderten Buren, von englischen Ansiedlern, ja sogar von amerikanischen Missionaren, und sie alle machten einen gesunden und frischen Eindruck.

Man sollte in den Bergen und längs der Flüsse Wasserreservoirs anlegen — die meiner Ansicht nach von der Regierung gebaut und von den Benutzern in Gestalt von Wasserabgaben bezahlt werden müßten — und Bewässerungsgräben ziehen; wenn man das Wasser aufstauen und verwenden könnte, so wäre dies für kleine Farmer, für die Ansiedler, die sich wirklich häuslich niederlassen, und die man vor allen anderen ermutigen sollte, in ein „Land für Weiße“ zu kommen, wie dieses Hochland von Ostafrika ist, ein ausgezeichnete Anfang. Selbst jetzt kommen viele Ansiedler dort vorwärts; es ist schwer zu begreifen, daß unmittelbar unter dem Aequator die Verhältnisse derart sind, daß Weizen, Kartoffeln, Erdbeeren und Äpfel gedeihen. Kein neues Land ist der rechte Platz für Schwächlinge; aber der Mann vom richtigen Schlage, der Ansiedler, der in ähnlichen Gegenden unseres eigenen Westens Erfolge erringt, kann auch in Ostafrika sein Auskommen finden, und wenn er außerdem noch Geld hat, so kann er zweifellos sehr gut vorwärts kommen. Nebenher werden beide Männer unter Umständen ihr Leben zubringen, die für einen bestimmten Charakter besonders anziehend sind. Natürlich verlangt es immer harte Arbeit, aber Erfolg bedeutet im allgemeinen immer harte Arbeit.

Dieses Gebiet, in dem wir unsere ersten Jagden abhielten, war besiedeltes Land und aus diesem Grunde um so interessanter. Das Wachsen und die Entwicklung von Ost- und Mittelasrika sind Erscheinungen von so hohem Interesse, daß ich mich über die Gelegenheit freute, vor dem Eindringen in die wahre Wildnis die Teile kennen zu lernen, wo die Besiedlung bereits begonnen hat.

Vieles erinnerte mich an die Verhältnisse, wie sie vor 30 Jahren in Montana und Wyoming bestanden; die Farmen auf den Bergen und in den Ebenen, wo es noch von Wild wimmelte, der Geist fühner Abenteuerlust, der sich überall zeigte, die Hoffnung und die herzbrechende Enttäuschung, die Erfolge und Mißerfolge. Aber die Eingebornenfrage hatte keine Ähnlichkeit mit der Aufgabe, die einst das Vorhandensein unserer Stämme berittener Indianer uns stellte, denn diese Indianer waren an Zahl gering und im Kriege unglaublich furchtbar. Die Eingebornen von Ostafrika sind zahlreich, und viele von ihnen sind in ihrer eigenen Weise Ackerbau- oder Hirtenvölker; selbst die tapfersten von ihnen, die kriegerischen Massai, sind durchaus nicht furchtbar in dem Sinne, wie unsere Indianer es waren, wenn sie den Kriegspfad betraten.

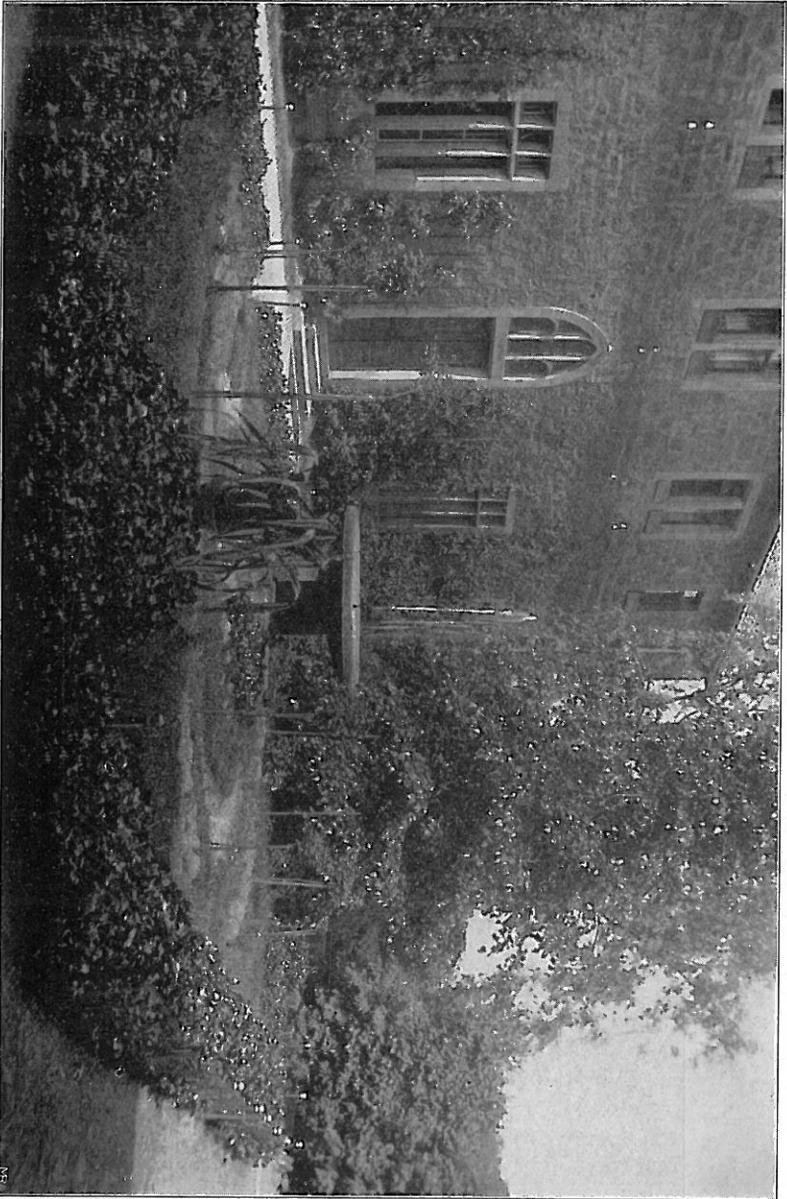
Viele der Eingebornen arbeiten für die Ansiedler als Viehhirten, als Straußenhirten oder in gewissem Sinne als Landarbeiter. Die Ansiedler ziehen es augenscheinlich bei weitem vor, sich hinsichtlich der ungelerten Arbeit auf die Eingeborenen zu verlassen, als daß sie Skulis aus Hindustan in das Land gebracht sehen wollen. Eine Ewigkeit trennte Arbeitgeber und Arbeitnehmer, und doch schienen die, die ich sah, gut miteinander auszukommen. Die Wakamba sind bis jetzt noch nicht genügend vorgekommen, um die Gewähr zu bieten, daß sie auch nur in bescheidenstem Maße an der allgemeinen Regierung teilnehmen könnten; die „gerechte Zustimmung der Regierten“ würde in ihrem Falle, wenn man sie buchstäblich aufsaßte, Faulheit, Hungersnot und endlosen, vernichtenden Krieg bedeuten. Sie können sich aus sich selbst heraus nicht regieren, daher müssen sie von draußen regiert werden, und was ihnen nützt, wird ihnen im höchsten Maße zu teil durch feste und gerechte Beaufsichtigung von der Art, wie sie sie jetzt im großen und ganzen genießen. In Kitanga arbeiteten die Eingeborenen des Ortes bisweilen in der Nähe des Hauses und hüteten das Vieh. Die älteren sahen nach den gutmütigen, kleinen buckligen Kindern — Bullen, Stieren und Kühen — und die Kinder, oft noch die reinsten Watschelbeinchen, übernahmen naturgemäß die Aufgabe, während des Tages, wo sie von ihren Müttern getrennt waren, die Trupps niedlicher kleiner Kälber zu bewachen.

In Kitanga arbeiteten zwei Buren, die Herren Prinsloo und Kloppe. Wir schlossen natürlich Freundschaft, da auch ich von holländischer Herkunft bin; es waren kräftige, selbstbewußte Männer, gute Handwerker, tüchtige Baumeister. Es war eine Freude, zu sehen, auf wie gutem Fuß Bur und Brite standen. Viele der englischen Ansiedler, deren Gast ich war oder mit denen ich jagte, — die Hills, Kapitän Slatter, Heatley, Judd —, hatten den süd-afrikanischen Krieg mitgemacht, und alle Buren, denen ich begegnete, ebenfalls. Die letzteren hatten größtenteils verschiedenen besonders hartnäckig kämpfenden Kommandos angehört; als der Krieg zu Ende war, fühlten sie eine große Erbitterung und wollten es vermeiden, unter der britischen Flagge zu leben. Einige wanderten nach Westen,

einige nach Osten; die, mit denen ich zusammentraf, gehörten zu den vielen Hunderten oder gar Tausenden, die sich nordwärts wandten, nach Deutsch-Ostafrika — einige zu Lande, die meisten aber zur See. Aber in der Gegend, wo sie sich zufällig niederließen, wurden sie durch das Fieber aufgerieben, und ihr Vieh ging an der Minderpest zu Grunde; da waren die meisten von ihnen abermals nordwärts gezogen und fanden sich wieder unter der britischen Flagge.



Die Arnica.



Innenhof.